

Die Klöster des Zisterzienserordens im Bistum Regensburg

Ein Streifzug durch ihre Geschichte

von

Karl Hausberger

Der Reformorden der Zisterzienser, benannt nach dem 1098 in der unwirtlichen Einsamkeit südlich von Dijon in Burgund gegründeten Ursprungskloster Cîteaux, hat zumindest anfänglich die Anpassungsfähigkeit und Variabilität des Ordensgedankens nachhaltig unter Beweis gestellt¹. Seine ungemein rasche Ausbreitung in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts, dem „Bernhardinischen Zeitalter“, erstreckte sich auch auf das Gebiet des heutigen Bayern, in dem bis zum Ende des 13. Jahrhunderts insgesamt zwölf Zisterzen errichtet wurden². Allerdings war Bayern seit dem frühen Mittelalter eine „Terra benedictina“, ein von den Söhnen des hl. Benedikt geformtes Land, so dass den hiesigen Zisterzen – anders als etwa jenen östlich der Elbe und Saale – weithin nicht die Aufgabe der Urbarmachung des Bodens zufiel. Ihre außerkirchlichen Leistungen lagen hierzulande vielmehr entgegen den ursprünglichen Zielsetzungen „im Bereich der wirtschaftlichen Nutzung der ihnen überlassenen und angekauften Rechte und Güter sowie in der Einführung von Spezialkulturen“³, während sie sich auf kirchlichem Sektor als Betreuer inkorporierter Pfarreien verstärkt seelsorgerlichen Aufgaben widmeten.

¹ Neuere deutschsprachige Literatur zum Zisterzienserorden in Auswahl: Kaspar Elm u. a. (Hg.), *Die Zisterzienser. Ordensleben zwischen Ideal und Wirklichkeit* (Ausstellungskatalog und Ergänzungsband, Schriften des Rheinischen Museumsamtes 10 und 18), Bonn und Köln 1980–1982; Cécile Sommer-Ramer, *Die Zisterzienser*, in: *Helvetia Sacra* III/3, 1. und 2. Teil, Bern 1982, 1. Teil, 27–86; Brigitte Degler-Spengler, *Zisterzienserinnen*, in: ebd. 2. Teil, 507–574; Ambrosius Schneider u. a. (Hg.), *Die Cistercienser. Geschichte – Geist – Kunst*, Köln³ 1986; Alberich Martin Altermatt (Hg.), *Zisterzienser und Zisterzienserinnen*, Freiburg/Schweiz 1998; Ulrich Knefelkamp (Hg.), *Zisterzienser. Norm, Kultur, Reform – 900 Jahre Zisterzienser*, Berlin u. a. 2001; Immo Eberl, *Die Zisterzienser. Geschichte eines europäischen Ordens*, Stuttgart 2002 (mit umfassender Bibliographie).

² Literatur zu den bayerischen Zisterzen: Edgar Krausen, *Die Klöster des Zisterzienserordens in Bayern* (Bayerische Heimatforschung 7), München 1953; Klaus Wollenberg, *Die Zisterzienser in Altbayern, Franken und Schwaben* (Hefte zur Bayerischen Geschichte und Kultur 7), München 1988; Angelika Ehrmann - Peter Pfister - Klaus Wollenberg (Hg.), *In Tal und Einsamkeit. 725 Jahre Kloster Fürstenfeld. Die Zisterzienser im alten Bayern*, 3 Bde., München 1988–1990.

³ Wollenberg, *Zisterzienser* (wie Anm. 2) 9.

Im Unterschied zu den Zisterziensern sind die Zisterzienserinnen nicht als Reformzweig des Benediktinerordens entstanden, sondern aus der religiösen Frauenbewegung des 12. und 13. Jahrhunderts hervorgegangen. Diese Bewegung, die sich vor allem in Beginen-Gemeinschaften formierte und ein gefährliches, nicht selten häresieverdächtiges Unruhepotential darstellte, bedurfte sowohl der geistlichen Betreuung als auch stabilisierender Organisationsformen. Indem verschiedene Reformorden – zunächst hauptsächlich die Zisterzienser und Prämonstratenser, später vor allem die Mendikanten – solche Frauengemeinschaften in ihre Obhut nahmen, richteten sie auch deren Lebensgestaltung nach den eigenen Gewohnheiten (*Consuetudines*) aus, wodurch sich die seitens der Kirchenleitung immer wieder geforderte Einbindung der mehr und mehr auszufern drohenden religiösen Frauenbewegung in traditionelle klösterliche Formen bewerkstelligen ließ. Die Zisterzienser haben schon in ihrer Frühphase damit begonnen, sich dieser Aufgabe zuzuwenden und Frauengemeinschaften mit ihrem jeweiligen Kloster dem Vaterabt einer Männerzisterze zu unterstellen, der die Visitationspflicht innehatte und die Seelsorger für die Nonnen bestimmte. Die Zisterzienserinnen sind somit kein eigener Orden, sondern der weibliche Zweig der Zisterzienser. Dabei unterschied sich das Erscheinungsbild der zahlreichen Nonnenkonvente von den Männerklöstern im späteren Mittelalter am auffälligsten „durch soziale Verengung“, näherhin dadurch, dass die Stifte der Zisterzienserinnen ihren Nachwuchs nunmehr weithin exklusiv aus dem Adel und dem städtischen Patriziat rekrutierten. Denn „das Kloster war für unverheiratete Frauen der höheren Stände der einzige Ort ihrer Emanzipation. Nur hier konnten sie ‚aus ihren geistigen Interessen einen Beruf machen‘ und ein standesgemäßes Leben führen.“⁴

Im Bistum Regensburg entstanden im Laufe des hohen Mittelalters fünf zisterziensische Konvente, nämlich die Männerklöster Waldsassen, Walderbach und Gotteszell sowie die Frauenklöster Seligenthal in Landshut und Pielenhofen⁵. Vorliegender Beitrag skizziert die Geschichte dieser Niederlassungen jeweils mit wenigen Strichen. Zur leichteren Einordnung der gebotenen Daten und Fakten in den übergreifenden Kontext soll jedoch zuvor die Zisterzienserbewegung als Ganze kurz in den Blick genommen werden.

1. Zur Entstehung und Verfassung der Zisterzienser

Nach Generationen der Erschlaffung und des Niedergangs hatte das benediktinische Mönchtum im 10. Jahrhundert eine glanzvolle Wiedergeburt erlebt, die in erster Linie von den weitstrahlenden Reformzentren Cluny in Burgund und Gorze in Lothringen ausging. Namentlich in dem um 910 gegründeten Kloster Cluny verstand man es unter lang regierenden Äbten vortrefflich, einen straff zentralistisch geführten Klosterverband zu errichten, dessen rund 1500 Abteien der cluniazensischen Bewegung eine Blütezeit von nahezu 200 Jahren bescherten. Doch bereits um die Mitte des 11. Jahrhunderts, in zeitlicher Parallele zur sog. Gregorianischen

⁴ Hermann Josef Roth, Die zisterziensische Bewegung im Rahmen der mittelalterlichen Geistes- und Kirchengeschichte, in: Ehrmann-Pfister-Wollenberg, Tal und Einsamkeit (wie Anm. 2) II 9–22, hier 21.

⁵ Siehe zu diesen fünf Konventen: Gerhard B. Winkler, Die Zisterzienser des Bistums Regensburg und die Anfänge der nachtridentinischen Reform (1569), in: BGBR 12 (1978) 197–207; Brigitta Bosl, Die Zisterzienserinnen im Bistum Regensburg, in: ebd. 209–218.

Reform, brach sich im monastischen Bereich ein anders gearteter Erneuerungsprozess Bahn, dessen wesentliche Triebfeder die Idee der „Vita evangelica et apostolica“ war, die entschiedene Orientierung der Lebensgestaltung an den Forderungen des Evangeliums. Sie motivierte damals viele Mönche, ihre Klöster einzeln oder in Gruppen zu verlassen und sich in die „Wüste“, den „Eremus“, zurückzuziehen, um dort als „Pauperes Christi“ in radikaler Abwendung von der „Welt“ nur von ihrer Hände Arbeit zu leben. Auch die zisterziensische Gründergeneration war stark von diesem eremitischen Zug geprägt. Sie intendierte mit der Verwirklichung des neuen Armutsideals zugleich die Rückkehr zur Reinheit der Benedikt-Regel, und zwar in scharfer Distanzierung vom reich und mächtig gewordenen cluniazensischen Mönchtum. Davon zeugt allein schon die Tatsache, dass diese Gründergeneration aus einem burgundischen Reformkloster kam, das dem Klosterverband von Cluny angehörte, nämlich aus der 1075 errichteten Abtei Molesme, die sich unter ihrem ersten Abt Robert (um 1028–1111), dem Spross einer vornehmen Familie in der Champagne, rasch zu einer reichen Institution mit über dreißig abhängigen Prioraten entwickelt hatte⁶.

Im Jahr 1098 – der Tradition nach am Fest des hl. Benedikt, dem 21. März – verließ Abt Robert mit einer zu strenger Askese entschlossenen Gruppe seines Konvents, zu der auch Prior Alberich und Stephan Harding zählten, Molesme und zog in die Einöde von Cîteaux (Cistercium), um hier auf einem von Raynald Vicomte von Beaune geschenkten Grund und Boden ein neues monastisches Leben zu beginnen. Zwar musste er auf päpstlichen Befehl bereits im Sommer 1099 in sein bisheriges Kloster zurückkehren. Doch jetzt wählten die Mönche des „Novum Monasterium“, wie sie ihr Kloster nannten, den Prior Alberich († 1109) zum Abt, und ihm gelang es schon im Jahr darauf, für Cîteaux neben der päpstlichen Bestätigung auch die im „Privilegium Romanum“ vom 19. Oktober 1100 festgeschriebene Zusicherung der Freiheit von kirchlicher und weltlicher Einmischung als Grundlage künftiger Exemtion zu erwirken. Nach Alberichs Tod trat mit Stephan Harding (um 1060–1134), einem gebürtigen Engländer, ein außerordentlich befähigter Organisator an die Spitze des „Neuklosters“. Unter seiner Leitung nahm Cîteaux vor allem aus zweierlei Gründen einen enormen Aufschwung; einerseits deshalb, weil sich die wirtschaftlichen Verhältnisse dank zahlreicher Schenkungen erheblich besserten, andererseits – und dies war für die weitere Entwicklung von kaum zu überschätzender Bedeutung –, weil an Ostern 1112 oder 1113 eine Persönlichkeit mit etwa dreißig gleichgesinnten Freunden und Verwandten in die Abtei eintrat, von der eine geradezu magische Anziehungskraft ausging: der junge Adelige Bernhard von Fontaines (1090–1153), der als Bernhard von Clairvaux zum Gestalter seines Jahrhunderts werden sollte.

Binnen weniger Jahre konnten nun die ersten vier Tochterniederlassungen (Primarabteien) gegründet werden: La Ferté (1113), Pontigny (1114), Morimond (1115) und vor allem das in einem einsamen Seitental der Aube gelegene Clairvaux (1115). Als Gründerabt dieses Klosters hat Bernhard die Geschicke der jungen zisterziensischen Bewegung bis zu seinem Tod maßgeblich gelenkt und ihre rasche Ausbreitung über ganz Europa nicht minder maßgeblich beeinflusst. Als er 1153 starb, bestanden

⁶ Vgl. zum ganzen Abschnitt: Roth, *Bewegung* (wie Anm. 4) 11; Wollenberg, *Zisterzienser* (wie Anm. 2) 5; Manfred Weitlauff, *Zisterzienser*, in: Georg Schwaiger (Hg.), *Mönchtum, Orden, Klöster. Von den Anfängen bis zur Gegenwart*. Ein Lexikon, München 1993, 451–470, hier 451 f.

bereits an die 350 Zisterzienserklöster; davon gehörten etwa die Hälfte zur Filiation von Clairvaux, und die Anzahl der Tochtergründungen dieser Primarabtei belief sich auf nahezu 70. Doch Bernhard war nicht nur der entscheidende Motor der explosionsartigen Ausbreitung des Ordens, er hat auch der Verfassung und den Lebensgewohnheiten der Zisterzienser, die es nun kurz vorzustellen gilt, den Stempel seiner überragenden Persönlichkeit aufgedrückt⁷.

Die Verfassung der Zisterzienser ist niedergelegt in der „Charta caritatis“, einer in mehreren Redaktionsschritten entstandenen Ordenssatzung, die in ihren Grundzügen auf Abt Stephan Harding zurückgeht⁸. Sie verpflichtet die zisterziensischen Niederlassungen, sich nach den klösterlichen Gewohnheiten von Cîteaux als dem Normkloster auszurichten, und unterwirft sie dem Gesetz der Filiation, d.h. einem gewissen Abhängigkeitsverhältnis des Tochterklosters von der Mutterabtei, das darin zum Ausdruck kommt, dass der Abt des jeweiligen Mutterklosters seine an sich autonomen Tochtergründungen jährlich einmal zu visitieren hat. Dabei konnte jedes Kloster durch Neugründungen selbst in den Rang einer Mutterabtei aufsteigen und gegenüber seinen Tochterklöstern die gleichen Rechte ausüben, wie sie Cîteaux gegenüber seinen unmittelbaren Gründungen besaß. Als weiteres Element der Ordenseinheit verfügte die Charta caritatis, dass sich die Äbte sämtlicher Klöster einmal im Jahr in Cîteaux zum Generalkapitel zusammenfinden sollten; die dort unter dem Vorsitz des Abtes von Cîteaux gefassten Beschlüsse waren für alle Niederlassungen des Klosterverbandes verbindlich. Mit diesen richtungsweisenden Bestimmungen beschränkt man einen Mittelweg zwischen der cluniazensischen Zentralisation und der absoluten Selbständigkeit des Einzelklosters. Das zisterziensische Verfassungssystem profilierte sich somit gegenüber dem herkömmlichen Mönchtum durch eine ausgewogene Harmonie zwischen der Autonomie des Einzelklosters und den Kompetenzen von Generalkapitel und Visitatoren.

Was die Observanz angeht, so distanzieren sich die Zisterzienser vom weitverbreiteten Einsiedlerwesen (Eremitentum) durch die konsequente Verwirklichung der „Vita communis“ in Armut und Gehorsam. Sie entschieden sich also für die zönotische Lebensform, erteilten aber gleichwohl den cluniazensischen Gewohnheiten eine schroffe Absage, indem sie sich zur Beobachtung der ursprünglichen

⁷ Es sei wenigstens angedeutet, dass sich Bernhards ausgedehnte Wirksamkeit keineswegs auf den Zisterzienserorden beschränkte. Als diplomatisches Genie, hinreißender Bußprediger und geisterfüller Ordensoberer hat er viele Lebensbereiche nachhaltig mitgestaltet und ein halbes Jahrhundert abendländischer Geschichte, eben das „Bernhardinische Zeitalter“, entscheidend geprägt. Kloster-, Kirchen- und Wissenschaftspolitik waren die drei großen Bereiche, in denen sich sein Wirken nach außen hin kundtat. Diese Bereiche lassen aber auch die tiefe Spannung erahnen, von der sein Leben erfüllt war und die hauptsächlich darin bestand, dass sich ein zu stärkstem Handeln befähigter Mann in die monastische Abgeschlossenheit zurückzog, um dann als Weltflüchtiger aus der stillen klösterlichen Idylle nur um so kräftiger in die Welt hineinzuregieren. Der Abt von Clairvaux hat solchen Missklang selbst schmerzlich empfunden, wenn er schrieb: „Es schreit zu euch mein widernatürliches Leben, mein beladenes Gewissen. Ich führe nämlich – gewissermaßen als eine Chimäre meines Jahrhunderts – weder das Leben eines Geistlichen noch das eines Laien. Denn schon längst habe ich zwar nicht das Mönchsgewand, aber doch die Lebensweise des Mönchs abgelegt.“ Zitiert nach Ulrich Köpf, Bernhard von Clairvaux (1090–1153), in: *Klassiker der Theologie*, hg. v. Heinrich Fries und Georg Kretschmar, Bd. I, München 1981, 181–197, hier 185.

⁸ Vgl. zum Folgenden: Roth, *Bewegung* (wie Anm. 4) 12 f.; Wollenberg, *Zisterzienser* (wie Anm. 2) 6; Weitlauff, *Zisterzienser* (wie Anm. 6) 455–458.

Benedikt-Regel verpflichteten. Demzufolge errichteten sie ihre Klöster in einsamen Gegenden („in eremo“, „in solitudine“), und zwar in Gegensatz zu den Benediktinern stets in Tallage, achteten strikte auf die Unabhängigkeit von ortsfremden Gewalten und bemühten sich um einen idealen Ausgleich zwischen Gottdienst („Opus Dei“), geistlicher Lesung („Lectio divina“) und Handarbeit („Labor manuum“). Gottesdienst und Chorgebet erfuhren gegenüber der schier endlosen Länge und dem feierlichen Pomp der Cluniazenser eine Straffung und schlichtere Gestaltung, was sich auch in der Strenge der zisterziensischen Architektur Ausdruck schuf, die durch knappen Zuschnitt des Außenbaus und Innenraums sowie durch weitgehenden Verzicht auf Bauzier gekennzeichnet ist. Das Lesen der Heiligen Schrift und das Studium ihrer Auslegung durch die alten Kirchen- und Mönchsväter sollten ganz im Dienst vertiefter Erfassung der monastischen Ideale stehen. Mit der Verpflichtung auf die Handarbeit schließlich wollten sich die Zisterzienser ihren Lebensunterhalt durch Eigenwirtschaft sichern, und zwar wiederum in buchstabengetreuer Befolgung der Regula Benedicti, die im 48. Kapitel den „Labor manuum“ als herausragendes Mittel des mönchischen Weges zu Gott empfiehlt: „[...] denn erst dann sind sie wirklich Mönche, wenn sie von der Arbeit ihrer Hände leben, wie unsere Väter und die Apostel“. Unter Berufung darauf und zugleich in dezidiert abgrenzender Haltung von den Cluniazensern lehnte die zisterziensische Gründergeneration die üblichen Einkünfte aus Grundrenten und sonstigen Herrschaftsrechten, die mit Leistungen und Abgaben untergeordneter Personen verbunden waren, folgerichtig ab, desgleichen den Besitz von Eigenkirchen, der einem Kloster in der Regel beträchtliche Einkünfte verschaffte.

Allerdings „zeigte sich bald, daß ‚Opus Dei‘ und ‚Lectio divina‘ – auch als Voraussetzung für die Ausbildung eines kultivierten Mönchtums – die Mönche so sehr beanspruchten, daß ihre Kraft und Zeit für die Bewirtschaftung des Klostergrundes nicht ausreichten. Die Zisterzienser übernahmen deshalb frühzeitig (jedenfalls vor 1119) das auch bei den Cluniazensern und anderen Reformorden eingeführte Institut der ‚conversi‘ oder Laienbrüder, denen sie aber einen von den Mönchen rechtlich klar unterschiedenen Status zuwiesen. Die zisterziensischen Konversen, die sich in der Hauptsache aus den unteren Bevölkerungsschichten rekrutierten und äußerlich durch Tragen des Bartes kenntlich waren (‚conversi barbati‘), sollten zwar an den geistlichen und zeitlichen Gütern des Ordens teilhaben, waren jedoch, obwohl durch Gelübde lebenslang an das Kloster [...] gebunden, keine Mönche und konnten auch – im Gegensatz zu den cluniazensischen Konversen – nicht in den Mönchsstand aufsteigen. Sie blieben den Mönchen vielmehr untergeordnet, lebten vom Mönchskonvent getrennt in einem eigenen Klosterflügel und wurden von den Beschäftigungen der Mönche durch strenge Maßregeln (Verbot des Lesens und des Bücherbesitzes) ferngehalten, damit sie nicht etwa zur Abkehr von ihrer Bestimmung, der manuellen Arbeit, verleitet wurden.“⁹

Wenn der Zisterzienserorden rasch in die Rolle eines ebenso erfolgreichen wie begehrten Kulturpioniers hineinwuchs, den man bis an die Grenzen des Abendlandes rief und mit Schenkungen überhäufte, so war dies vor allem dem Rückgriff auf die besagte Institution der Konversen zu verdanken, die als unbezahlte Arbeitskräfte landwirtschaftliche Musterbetriebe (Grangien) schufen und so den Auf- und Ausbau eines florierenden Wirtschaftssystems ermöglichten. Freilich kam es dabei

⁹ Weitlauff, Zisterzienser (wie Anm. 6) 459 f.

entgegen dem ursprünglichen Programm schier zwangsläufig zu einer Polarisierung des benediktinischen „Ora et labora“ in die Gruppe der betenden Mönche und den Kreis der handarbeitenden Laienbrüder. Wie die neuere Ordensforschung deutlich gemacht hat, stellte sich mit der fortschreitenden Expansion auch bezüglich anderer Maßgaben der Charta caritatis schon in der Frühphase eine erhebliche Spannung zwischen Herausforderung und Antwort ein, und im weiteren Verlauf der Entwicklung tat sich nicht selten sogar eine kaum noch zu überbrückende Kluft zwischen Ideal und Wirklichkeit auf. Im Blick darauf kommt Jean Leclercq, einer der besten Kenner zisterziensischer Geschichte, zu dem Resümee: „Die ganze Geschichte des Ordens nach Ablauf des ersten Jahrhunderts der Gründer wird so bestimmt durch eine Art dialektischer Spannung zwischen den Intentionen der Gründer und den unterschiedlichen Verwirklichungen, zu denen jede Generation fähig ist und die oft hinter den Idealen des ursprünglichen Programms zurückbleiben.“¹⁰ Dass die hochgemuten Zielsetzungen der Gründergeneration nur allzu rasch und im Laufe der Jahrhunderte stets aufs Neue von der Realität eingeholt wurden und sich somit auch der Orden der „grauen Mönche“ dem Gesetz von Gelingen und Scheitern nicht entziehen konnte, sei hier nur an einigen Aspekten der geschichtlichen Entwicklung aufgezeigt.

2. Ordensleben zwischen Ideal und Wirklichkeit

Mit der Entstehung der Bettelorden in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts ging die Phase der äußeren und inneren Stabilisierung der zisterziensischen Bewegung rasch zu Ende. Weil die in Städten sich niederlassenden und mit dem Armutsideal radikal ernst machenden Mendikanten gerade auf diejenigen Bevölkerungsgruppen eine besondere Anziehungskraft ausübten, denen die Konversen entstammten, verloren die Zisterzienser zunehmend ihre Laienbrüder und sahen sich zu vermehrter Beschäftigung von Lohnarbeitern („mercenarii“) gezwungen. Damit aber büßte zugleich die in der Gründungsphase so vorbildlich betriebene Eigenwirtschaft an Bedeutung ein, und schließlich bot sich als Ausweg aus der Wachstumskrise nur noch die Rückkehr zur feudalen Wirtschaftsordnung an, die man zuvor an Cluny heftigst kritisiert hatte. Im Gegensatz zu den ursprünglichen Idealen vergaben nunmehr auch die Zisterzienser Grund und Boden gegen Zins an Bauern, so dass im 13. Jahrhundert die Grangienbetriebsweise mehr und mehr durch Rentengrundherrschaft abgelöst wurde. So beispielsweise verfügte die altbayerische Zisterze Aldersbach bereits im Jahr 1233 über eine ausgedehnte Grundherrschaft mit 348 Höfen¹¹. Zudem hatten viele Zisterzienserklöster schon im 12. Jahrhundert damit begonnen, sich neben ihrem landwirtschaftlichen Haupterwerbszweig Einkünfte aus Handel und Gewerbe zu sichern und zu diesem Zweck klostereigene Höfe in den Städten zu errichten, was nicht selten zu Spannungen und Konflikten mit der hiervon betroffenen und in ihrem Gewerbefleiß sich beeinträchtigt fühlenden Bürgerschaft führte. Auch das ursprüngliche Ideal der Flucht in die „Wüste“ verblasste nur allzu rasch zum literarischen Topos für die innere Loslösung von der Welt, denn die meisten Zisterzen entstanden nicht in Einöden, sondern „auf altem Kulturland, dem die

¹⁰ Jean Leclercq, Die Spiritualität der Zisterzienser, in: Elm, Zisterzienser (wie Anm. 1) I 149–156, hier 150.

¹¹ Vgl. Ulrich Faust, Prälatenorden, in: Handbuch der bayerischen Kirchengeschichte, hg. v. Walter Brandmüller, Bd. II, St. Ottilien 1993, 641–705, hier 694.

Mönche nach und nach durch Erwerb umliegender Güter und damit verbundener Rechtstitel Einöddcharakter verliehen oder zu verleihen suchten“¹².

Erhebliche Abweichungen von den satzungsgemäßen Normen ergaben sich nicht zuletzt infolge mangelnder Bereitschaft der Klöster, die Beschlüsse der Generalkapitel vor Ort umzusetzen, wie überhaupt die Teilnahme der Kloostervorsteher an den jährlichen Zusammenkünften in Cîteaux je länger, je mehr zu wünschen übrig ließ. Damit aber kam es zu einer empfindlichen Störung des von der Charta caritatis verfügt Elements der Ordenseinheit sowie zu Anomalien in der Gewichtsverteilung zwischen Haupt und Gliedern, Mutter und Tochterklöstern. Wiederholte Versuche der Päpste, der sich ausweitenden Verfassungskrise des Ordens zu steuern und die in Verfall geratene klösterliche Disziplin wiederherzustellen – zu nennen sind diesbezüglich vor allem die Bulle „Parvus fons“ Clemens' IV. vom 9. Juni 1265 und die Bulle „Fulgens sicut stella matutina“ des Zisterzienserpapstes Benedikt XII. vom 12. Juli 1335 –, konnten eine Rückkehr zur ursprünglichen Observanz nicht bewerkstelligen. Auch einschlägige Beschlüsse des Generalkapitels erzielten keine tiefgreifende, auf den gesamten Orden sich erstreckende Reform, wie sie andere Orden im „Herbst des Mittelalters“ erlebt haben¹³.

Eine dauerhafte Konsolidierung des Ordenslebens ging bei den Zisterziensern nach schweren Rückschlägen in der Reformationsepoche nicht von der Spitze, sondern von der Basis aus, und zwar durch den Zusammenschluss reformeifriger Abteien zu regionalen bzw. nationalen Kongregationen, die sich im Provinzkapitel ein neues Leitungsorgan schufen, die Amtszeit der Kloostervorsteher beschränkten und das Visitationsrecht neu ordneten¹⁴. So beispielsweise wurde im Zuge der vom Trienter Konzil und den nachtridentinischen Päpsten initiierten gesamtkirchlichen Reform für den hier interessierenden Raum 1618 die „Oberdeutsche Cisterzienserkongregation“ errichtet, der der Abt von Salem als Präses vorstand und die 1624 in vier Provinzen (schwäbische, fränkische, bayerische und elsässisch-schweizerische Provinz) geteilt wurde, für die man je einen „Vicarius provincialis“ mit Visitationsrecht ernannte. Zur bayerischen Provinz gehörten vorerst die Abteien Aldersbach, Raitenhaslach, Fürstenfeld, Gotteszell und Fürstenzell, später auch die in den sechziger Jahren des 17. Jahrhunderts restituierten oberpfälzischen Zisterzen Walderbach und Waldsassen. Der an der Kongregationsbildung abzulesende Sieg der Reformkräfte bescherte den hiesigen Zisterzienserklöstern in den letzten anderthalb Jahrhunderten vor ihrem gewaltsam herbeigeführten Ende im Jahr 1803 nochmals eine beachtliche Blütezeit. Sie schuf sich nach außen hin vor allem in der barocken Baufreudigkeit Ausdruck, die freilich genauso wie das damals verstärkte Engagement in der Seelsorge, insbesondere auf dem Sektor des Wallfahrtswesens, erneut eine Entfernung von den ursprünglichen Idealen des Ordens signalisiert.

¹² Weitlauff, Zisterzienser (wie Anm. 6) 460.

¹³ Vgl. zum ganzen Abschnitt Kaspar Elm, Mythos oder Realität? Fragestellungen und Ergebnisse der neueren Zisterziensenforschung, in: Kniefelkamp, Zisterzienser (wie Anm. 1) 3–9.

¹⁴ Näheres hierzu bei Peter Pfister, Reformen des Zisterzienserordens im 16./17. Jahrhundert, in: Kniefelkamp, Zisterzienser (wie Anm. 1) 341–363; vgl. zum Folgenden auch Edgar Krausen, Der Zisterzienserorden in Bayern, in: Ehrmann-Pfister-Wollenberg, Tal und Einsamkeit (wie Anm. 2) 23–42, hier 29–37.

3. Die Männerklöster im Bistum

Waldsassen (um 1133)¹⁵

Die erste Zisterze im Bistum Regensburg entstand um 1133 hoch droben auf dem bayerischen Nordgau gegen die böhmischen Wälder zu mit der Abtei Waldsassen, einer Stiftung des Markgrafen Diepold III. von Cham-Vohburg-Nabburg, die sich rasch zum geistlichen, kulturellen, politischen und wirtschaftlichen Zentrum des heute noch nach ihr benannten „Stiftlandes“ entwickelte. Die frommen Gründungssagen wissen zu berichten, der einem norddeutschen Ministerialengeschlecht entstammende Benediktinereremit Gerwig von Volmarstein sei vom damaligen Regensburger Bischof Konrad (Cuno) I. von Raitenbuch nach Köllergrün entsandt worden, habe dort das vom Markgrafen geschenkte umliegende Land urbar gemacht und auch Gleichgesinnte um sich gesammelt, mit denen er eine Gebetsgemeinschaft pflegte; später jedoch sei das Trachten dieses kleinen Konvents dahin gegangen, sich der großen Ordensfamilie des hl. Bernhard von Clairvaux anzuschließen. Wie immer es um den historischen Gehalt der Waldsassener „Fundationes“ bestellt sein mag: Gründung und Dotation dieser Zisterze durch Diepold III., den Schwiegervater Kaiser Friedrichs I. Barbarossa, der schon seit geraumer Zeit eine planmäßige Kolonisation der nördlichen Oberpfalz betrieb, sind uns in einem zwischen 1133 und 1135 ausgestellten Diplom des Regensburger Bischofs Heinrich I. von Wolfrathausen zweifelsfrei bezeugt. Die ersten Mönche kamen aus dem 1131 gegründeten Kloster Volkenrode in Thüringen, das seinerseits seine Besiedelung dem Kloster Kamp (1123) bei Köln, der ersten zisterziensischen Niederlassung in Deutschland überhaupt, verdankte. Wichtig für die künftige Rechtsstellung der im stillen Tal der Wondreb gelegenen Zisterze Waldsassen aber war es, dass der Markgraf von vorneherein auf die Vogtei verzichtete und dass auch König Konrad III. am 9. März 1147 ein Privileg gewährte, in dem er das Kloster ausdrücklich von der Vogtei befreite. Die durch kaiserliche und päpstliche Schutzbriefe stets aufs Neue bekräftigte Unabhängigkeit von jedweder weltlichen Gewalt gab eine solide Rechtsbasis ab für die spätere Entwicklung zur Landeshoheit im eigenen, ringsum vom Reichsterritorium Eger eingeschlossenen Gebiet, das laut einer päpstlichen Urkunde aus dem Jahr 1185 bereits eine Fläche von mehr als 60 Quadratkilometern umfasste. Neben der Reichsunmittelbarkeit brachte der Abtei ab 1269 die Schirmherrschaft der Krone Böhmens wertvolle wirtschaftliche Vorteile. Dabei hatten die Waldsassener Mönche im westlichen und mittleren Böhmen von Anfang an selbst eine Kolonisations-tätigkeit entfaltet und zu Sedletz (um 1143) und Ossek (1194) zwei Tochterklöster errichten können.

Den äußeren Höhepunkt seiner mittelalterlichen Geschichte erlebte Waldsassen in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts unter den Äbten Johann IV. (1323–1337) und Franz (1337–1349). Beide waren Persönlichkeiten von weltmännischer Weite und

¹⁵ Ludwig Hecht, Waldsassen im 12. und 13. Jahrhundert. Seine Arbeit für Kolonisierung und Germanisierung, Waldsassen 1930; Rudolf Langhammer, Waldsassen. Kloster und Stadt, Waldsassen 1936; Krausen, Klöster (wie Anm. 2) 100–103; Winkler, Zisterzienser (wie Anm. 5) 205; Franz Busl (Hg.), Waldsassen. 850 Jahre eine Stätte der Gnade, Hof 1983; Georg Schrott, Die historiographische Bedeutung der Waldsassener Fundationes, in: BGBR 20 (1986) 7–73; Wollenberg, Zisterzienser (wie Anm. 2) 12–15; Karl Hausberger, Geschichte des Bistums Regensburg, 2 Bde., Regensburg 1989, I 97 f., 304; Achim Hubel, Die Stiftsbasilika Waldsassen (Kleine Kunstführer 2), München-Zürich ²⁹1989.

gelehrter Bildung, die sie sich an der damals berühmtesten Hohen Schule, an der Universität zu Paris, erworben hatten. In den knapp drei Jahrzehnten ihrer Regierungszeit fand jener langwierige Territorialisierungsprozess ein Ende, durch den sich das Waldsassener Klostergebiet gegenüber den Nachbarterritorien als eigenständiger geistlicher Herrschaftsbereich, eben als das Stiftland, abhob. Freilich, der definitive Aufstieg zur Landeshoheit sollte inskünftig nicht wenige der Waldsassener Äbte dazu verleiten, es an politischem Ehrgeiz, großzügigen Baumaßnahmen und prunkvoller Repräsentation anderen Reichsfürsten gleichzutun und die eigentlich geistlichen Aufgaben weltlichem Treiben hintanzustellen. Allzu häufig resignierten in der Folgezeit die erwählten Vorsteher der Abtei, nachdem ihnen der von Zwistigkeiten geschüttelte Konvent ansehnliche Abfindungen zugesichert hatte. Im fortschreitenden 15. und beginnenden 16. Jahrhundert kam es wiederholt auch zu schmerzlichen Eingriffen in das äußere und innere Klosterleben durch die Pfalzgrafen, die seit 1411 anstelle der böhmischen Könige die „Advokatie“ innehatten. Nach der Gefangennahme des letzten freigewählten Abtes Georg III. im Jahr 1537 unterstand das Kloster nur noch landesherrlich eingesetzten Administratoren. Schließlich musste man 1548 die Landeshoheit der Pfälzer Kurfürsten anerkennen, die nach dem Regierungswechsel von 1556 das Stiftland der Reformation zuführten und 1571 auch das zunächst noch weithin katholisch gebliebene Kloster förmlich aufhoben.

Erst ein Jahrhundert später wurde Waldsassen im Zuge der Restitution der Oberpfälzkloster durch Kurfürst Ferdinand Maria als landsässiges Kloster wiederhergestellt und von Mönchen aus der oberbayerischen Zisterzienserabtei Fürstenfeld besiedelt. Angesichts der Verwahrlosung über Generationen hin war die gesamte Klosteranlage einschließlich der Stiftskirche mittlerweile derart ruinös geworden, dass sie zwischen 1681 und 1704 einem vollständigen Neubau im Zeitgeschmack des Barock weichen musste, für den der Prager Baumeister Abraham Leuthner und die Gebrüder Dientzenhofer verantwortlich zeichneten. Zunächst ein Priorat von Fürstenfeld, erhielt Waldsassen in Albert Hausner 1690 wieder einen eigenen Abt und wurde damit in die Selbständigkeit entlassen. Im 18. Jahrhundert brachte es das 1803 erneut säkularisierte Kloster noch einmal zu beachtlicher Blüte, die den Beifall selbst des aufgeklärten Großherzoglich-Weimarischen Geheimrats Johann Wolfgang von Goethe fand, als sich dieser am 3. September 1786 von Karlsbad aus auf seine sogenannte Italienische Reise begab: „In Bayern stößt einem sogleich das Stift Waldsassen entgegen – köstliche Besitztümer der geistlichen Herren, die früher als andere Menschen klug waren.“¹⁶

*Walderbach (1143)*¹⁷

Die am Oberlauf des Regenflusses halben Wegs zwischen Nittenau und Roding gelegene Zisterze Walderbach stellt eine Familienstiftung der Burggrafen von Regensburg (Paponen) und der mit ihnen verwandten Landgrafen von Stefling dar. Sie etablierten hier um 1128 zunächst ein Augustinerchorherrenstift, das dann Burg-

¹⁶ Johann Wolfgang von Goethes Werke, Bd. 20, Weimar 1903, 5 f.

¹⁷ Krausen, Klöster (wie Anm. 2) 97–99; Bärbel Kleindorfer-Marx, Die Zisterzienserabtei Walderbach, in: Beiträge zur Geschichte im Landkreis Cham 2 (1985) 25–34; Ewald Stark, Pfarrkirche Walderbach, Ottobeuren 1987; Heribert Batzl, Walderbach. Aus der Geschichte eines oberpfälzischen Zisterzienserklosters (Schriftenreihe Kreismuseum Walderbach 5), Cham 1988; Wollenberg, Zisterzienser (wie Anm. 2) 15; Hausberger, Geschichte (wie Anm. 15) I 98–100; 850 Jahre Walderbach (Festschrift), Walderbach 1993.

graf Otto I. 1143 in ein Zisterzienserkloster umgewandelt hat. Ob die ersten Mönche tatsächlich aus Maulbronn gekommen sind, wie die Klostertradition vermeldet, ist in der Forschung bis zur Stunde umstritten. Jedenfalls trat Walderbach schon bald nach 1143 in ein Tochterverhältnis zu dem näher gelegenen Waldsassen, dessen Äbte fortan das Visitationsrecht ausübten. Papst Alexander III. unterstellte das Stift zwischen 1177 und 1181 dem Schutz des Bischofs von Bamberg, was auf ältere Beziehungen Bambergs zu Walderbach hinweisen dürfte. Um diese Zeit begann man auch mit dem Bau der heute noch erhaltenen romanischen Kirche, die die seltene Raumgestalt einer Halle mit drei gleich hohen Schiffen aufweist, dazu ein für die Zeit sehr fortschrittliches Rippengewölbe und eine ornamentale Bemalung der Gurte und Rippen von eindrucksvoller Variabilität. Im 13. und im beginnenden 14. Jahrhundert stand Walderbach auf einer Höhe wie später nie wieder. Die Hussiteneinfälle von 1428 und 1433 markierten sodann den Anfang eines fortschreitenden Niedergangs der Abtei, den die Reformation besiegelt hat. Als 1556 eine kurpfälzische Kommission zur Einführung der protestantischen Kirchenordnung im Stift erschien, bekannten sich mit Ausnahme des alten Priors bereits alle Mönche zur neuen Lehre. Sieben Jahre später, im Winter 1562/63, hob die Amberger Regierung auf Anordnung des Kurfürsten Friedrich III. die Zisterze gänzlich auf.

Im Zuge der Restitution der Oberpfalzklöster wurde Walderbach 1669 von Mönchen der niederbayerischen Zisterzienserabtei Aldersbach neu besiedelt, und gegen Ende des 17. Jahrhunderts konnte nach Wiedererlangung der Selbständigkeit auch ein neuer Konventbau errichtet werden. Doch im Unterschied zu Waldsassen vermochte sich dieses schmal dotierte oberpfälzische Stift in der Folgezeit nur mit Mühe und Not über Wasser zu halten. Bei der erneuten und endgültigen Säkularisation im Frühjahr 1803 zählte die Kommunität nur noch sechs Mönche, die mehrheitlich schon alt oder krank waren und zudem der Leitung entbehrten, da die bayerische Regierung nach dem Tod des Abtes Alberich Eisenhut (1775–1802) eine Neuwahl untersagt hatte. Zu den Konventualen, die damals ihr in Staatsbesitz übergehendes Kloster verlassen mussten, gehörte auch P. Eugen Pausch (1758–1838) aus Neumarkt in der Oberpfalz, ein ebenso tüchtiger Lehrer wie begabter Musiker, von dem uns unter anderem mehrere konzertante Orchesterkompositionen erhalten geblieben sind. Ihm hat einer seiner Schüler – Johann Nepomuk von Ringseis (1785–1880), der nachmalige Leibarzt und enge Berater König Ludwigs I. – ein literarisches Denkmal gesetzt, das hier nicht zuletzt deshalb auszugsweise wiedergegeben wird, weil es Einblick in den Schulalltag von damals gewährt und außerdem beredtes Zeugnis für das seinerzeitige Engagement der Prälatenklöster im Bildungs- und Erziehungswesen ablegt¹⁸.

¹⁸ Der aus Schwarzhofen gebürtige Ringseis erinnerte sich hochbetagt in der Rückschau auf sein langes Leben des zweijährigen Besuchs der Walderbacher Klosterschule wie folgt: „Mit etwa neun Jahren [um 1794] kam ich in die Klosterschule der Zisterzienser zu Walderbach, wo ich in Gesellschaft von etwa zehn bis zwölf Schülern zwei Jahre verweilt habe. [...] Die Gegenstände des Unterrichts waren biblische und Naturgeschichte, Latein, Griechisch, Arithmetik, Geographie und Musik. In allem diesem unterrichtete uns ein tüchtiger Lehrer und ausgezeichnete Musiker, der obenbesagte Pater Eugen Pausch, früher Gymnasiallehrer in Burghausen. Hier betrieb ich denn außer der Geige noch das Klavierspiel. – Zweimal in der Woche an den Vakanznachmittagen führte Pater Eugen Pausch uns Knaben spazieren, immer in neue Gegenden, in benachbarte Bauernhäuser, wo wir mit Milch bewirthet wurden, oder in das Benediktinerstift Reichenbach, auf nahem Berg erbaut, während Walderbach am Fließchen

Gotteszell, die an der östlichen Peripherie des Bistums gelegene dritte Männerzisterze, trat erst im ausgehenden 13. Jahrhundert ins Leben und damit zu einer Zeit, in der die letzte große Gründungswelle der alten Orden längst abgeebbt war. Mit Urkunde vom 4. August 1285 übereigneten der Ritter Heinrich von Pfelling (Henricus de Pholingen) und seine Gattin Mechthilde ihren Maierhof zu Droschlach südlich von Viechtach im Bayerischen Wald dem Zisterzienserkloster Aldersbach mit der Auflage, dass es dort durch zwei Mönche die Seelsorge auszuüben habe. Am 9. Mai des darauffolgenden Jahres bestätigte der mit dem Stifter verschwägerte Regensburger Oberhirte Heinrich II. von Rotteneck diese Schenkung, benannte den Ort in Gotteszell (Dei cella) um und genehmigte die Gründung eines Klosters. Unterm 26. August 1290 überließ der Bischof den bislang an das Rittergeschlecht von Pfelling verlehnten Zehnt von Ruhmannsfelden dem Abt von Aldersbach zum Zwecke der Ansässigmachung eines Mönchskonvents mit der für eine autarke Zisterze vorgeschriebenen Mindestzahl von zwölf Mitgliedern. Das zunächst als Priorat von Aldersbach errichtete Kloster wurde im Jahr 1320 zur selbständigen Abtei erhoben. Noch unter dem ersten Abt Berthold (1320–1343) konnte der Kirchenbau vollendet und 1339 konsekriert werden: eine schlichte dreischiffige Basilika des alpenländischen Typs, die 1729 durch Cosmas Damian Asam eine prachtvolle, später leider teils beseitigte barocke Ausstattung erhielt.

Als jüngstes und kleinstes Zisterzienserkloster Altbayerns hatte Gotteszell bis tief in die Neuzeit herein fortwährend mit ökonomischen Schwierigkeiten zu kämpfen, da es nur über eine geringe Dotationsmasse verfügte und der kärgliche Boden rings-

Regen in der Tiefe lag, wie es bei den Zisterzienserklöstern der Fall zu sein pflegt. Dort ward eingekehrt beim Klosterrichter und seiner Frau, deren zwei Söhne unsere Mitschüler waren. Anderemale ging's in die Wälder; da schlugen wir auf den Waldwiesen Ball und Raketen, sprangen umher und hielten Wettrennen, oder wir sammelten Ameiseneier für die Amseln, die unser Lehrer im Schulzimmer hielt. Auch trug derselbe an diesen Vakanztagen nach der Heimkehr angenehme Lesungen vor, so aus Campe's Robinson und des nämlichen Verfassers Entdeckung von Amerika oder aus Salzmann's Kinderschriften. Jeden Samstag Nachmittag hingegen hielt er einen religiösen Vortrag, der uns meist innig rührte, wie wir überhaupt diesen unseren Lehrer außerordentlich liebten und ehrten. – Einst traf P. Eugen mich lesend in einem Buch des ziemlich lasziven Dichters Meißner, welches der Bruder eines Schülers hatte liegen lassen, und nahm es mir weg mit den Worten: „Das ist Gift. In einer Apotheke muß zuweilen auch Gift sein, aber es tödtet beim unrichtigen Gebrauch.“ – An hohen Festen, z. B. auf Bernhardi oder zur Kirchweih, machten wir Schüler mit dem Lehrer im großen Festsaal Musik vor den aus der ganzen Umgegend geladenen Honoratioren. [...] In späteren Jahren brachte ich öfter einen Theil der Vakanz in Walderbach zu. Damals durfte überhaupt jeder Student auf Vorweis seines Schulzeugnisses drei Tage in jedem Kloster frei leben, solche mit guten Noten viel länger, ja auf unbestimmte Zeit, ehemalige Schüler des betreffenden Klosters denn um so mehr.“ Emilie Ringseis (Hg.), Erinnerungen des Dr. Johann Nepomuk v. Ringseis, 4 Bde., Regensburg und Amberg 1886–1891, I 20–23. – Zu Ringseis: Alexander Loichinger, Johann Nepomuk von Ringseis (1785–1880), Arzt und Professor, in: BGBR 23/24 (1989/90) 591–601; Karl Hausberger, Art. Ringseis, in: LThK³ 8 (1999) 1194 f.

¹⁹ Anton Eberl, Geschichte des ehemaligen Zisterzienserklosters Gotteszell im bayerischen Wald auf Grund eingehender archivalischer Studien, Deggendorf 1935; Krausen, Klöster (wie Anm. 2) 45–48; Winkler, Zisterzienser (wie Anm. 5) 201–204; Fritz Schosser, Gotteszell (Kleine Kunstführer 738), München–Zürich ²1988; Wollenberg (wie Anm. 2) 22; Hausberger, Geschichte (wie Anm. 15) I 100, 240.

um wenig Ertrag abwarf. Die Tatsache beispielsweise, dass man zu Beginn des 15. Jahrhunderts sogar die Krümme des Abtsstabs an einen Straubinger Juden verpfänden musste, ist ein signifikanter Beleg für die wirtschaftliche Notlage, die wohl auch maßgeblich zum inneren Verfall im „Herbst des Mittelalters“ beitrug. Nach der Mitte des 16. Jahrhunderts, unter dem zeitweilig wegen liederlichen Lebenswandels und verderblicher Wirtschaftsführung im Mutterkloster Aldersbach eingekerkerten Abt Wolfgang Milauer (1555–1570) aus Landshut, erreichte die monastische Zucht im zisterziensischen Bayerwaldstift, das bei der großen „Visitatio Bavarica“ von 1559 neben dem Abt nur noch drei Konventualen beherbergte, ihren absoluten Tiefstand. Den in der Folgezeit aus anderen Klöstern zu Hilfe gerufenen Administratoren war bei allem redlichen Bemühen über mehrere Generationen hin kein durchschlagender Konsolidierungserfolg beschieden, vor allem auch deshalb nicht, weil die Abtei während des Dreißigjährigen Krieges von immer neuen Schicksalsschlägen heimgesucht wurde: Zunächst vernichtete ein Großbrand am 24. März 1629 weite Teile der Klosteranlage; dann verheerten in den Jahren 1633 und 1641 feindliche Horden den schmalen Besitzkomplex; schließlich dezimierte der apokalyptische Reiter der Pest die ohnedies nur kleine Mönchsschar drastisch. Als 1651 der letzte Konventuale starb, wurde das Stift von Aldersbach neu besiedelt, wobei jetzt Pater Bonifaz Hiltprand, der alsbald zum Abt von Gotteszell (1658–1689) gewählt wurde, mit seinem beträchtlichen Privatvermögen den Grundstock für einen wirtschaftlichen Gesundungsprozess legte, der fortan unter anderem dank intensiver seelsorgerlicher und schulischer Betätigung des Konvents Bestand hatte. War Gotteszell schon im ausgehenden Mittelalter Zentrum einer weit ausstrahlenden Annaverehrung, so schwang sich die hier 1728 errichtete St. Anna-Bruderschaft rasch zu überregionaler Bedeutung auf und zählte alsbald zahlreiche Mitglieder nicht nur aus dem mittleren Bayerischen Wald, sondern auch aus dem benachbarten Böhmen. Die Säkularisation des Klosters im März 1803 bereitete somit einer zwar kleinen, aber durchaus intakten Klosterkommunität das Ende. Anschließend wurde Gotteszell als Pfarrei organisiert, deren Besetzungsrecht bis zum Ende der Monarchie 1918 dem Landesherrn zustand.

4. Die Frauenklöster im Bistum

*Seligenthal in Landshut (1232)*²⁰

Zur Stiftung des Zisterzienserinnenklosters Seligenthal gab die Sühneleistung für die Kelheimer Mordtat an Herzog Ludwig I. von Wittelsbach im Jahr 1231 den

²⁰ Cistercienserinnenabtei Seligenthal in Landshut (Festschrift zum 700jährigen Bestehen des Klosters), Landshut 1932; Krausen, Klöster (wie Anm. 2) 91–94; Bosl, Zisterzienserinnen (wie Anm. 5); Karl Hausberger, Die Sühnekirchen der frühen Wittelsbacher, in: Toni Grad (Hg.), Die Wittelsbacher im Aichacher Land. Gedenkschrift der Stadt und des Landkreises Aichach-Friedberg zur 800-Jahr-Feier des Hauses Wittelsbach, Aichach 1980, 131–137, hier 134 f.; Wilhelm Störmer, Die Hausklöster der Wittelsbacher, in: Hubert Glaser (Hg.), Wittelsbach und Bayern. Beiträge zur Bayerischen Geschichte und Kunst, Bd. I/1, München-Zürich 1980, 139–150, hier 146; Seligenthal. Zisterzienserinnenabtei 1232–1982. Beiträge zur Geschichte des Klosters, Landshut 1982; Georg Spitzlberger, Landshut-Seligenthal (Kleine Kunstführer 583) München-Zürich 1983; Wollenberg, Zisterzienser (wie Anm. 2) 34; Hausberger, Geschichte (wie Anm. 15) I 100–102; Irene Schneider - Peter Morsbach, Seligenthal, in:

unmittelbaren Anstoß. Ludwigs Gemahlin Ludmilla, eine Tochter des Böhmenkönigs Friedrich und verwandt mit zahlreichen hochadeligen Geschlechtern Europas, hatte schon zuvor den Entschluss gefasst, für ihren ersten Gatten, den 1197 verstorbenen Donaugrafen Adalbert von Bogen, ein Gebetskloster zu errichten. Nunmehr, da der Herzog durch Meuchlerhand gefallen war, kam der Plan rasch zur Ausführung. Die breit angelegte Gründungsurkunde trägt die Jahrzahl 1232 und bringt den Zweck der Stiftung deutlich zum Ausdruck: „[...] Der Mensch ist ja in Wahrheit dann schwach, wenn er die Gnade, die er durch seine Sünde verlor, durch eigene Anstrengung nicht wiedergewinnen kann. Dann aber nimmt ihn der in die ewigen Wohnungen auf, der von ihm Almosen empfing und Gott ohne Unterlass um die Versöhnung mit seinem Wohltäter bittet. [...] So tue ich allen, der Mit- und Nachwelt, kund, dass ich, Ludmilla, Herzogin von Bayern, nach dem Beispiel jener Witwe im Evangelium, aus dem mir von meinen Eltern überkommenen Erbanteil etwas in der Schatzkammer des Herrn hinterlegen möchte, damit ich einst nicht mit leeren Händen vor dem Angesicht des allmächtigen Gottes erscheine. Mit Wissen und Zustimmung meines geliebten Sohnes Otto, des erlauchten Herzogs von Bayern und Pfalzgrafen bei Rhein, stifte ich einen Nonnenkonvent des Zisterzienserordens, der in seinem weiblichen Zweig in Bayern noch nicht bekannt ist, jedoch unter den übrigen Orden wie der Morgenstern inmitten der Dunkelheit leuchtet und gleich der Sonne das heilige Haus des Herrn, die Kirche, erhellt. Wir stiften das Kloster auf dem Grund und Boden des Spitals zu Landshut, damit die Nonnen zum Dank gleich wie die Wächter auf den Mauern Jerusalems Tag und Nacht den Herrn lobpreisen und ohne Unterlass seinen Namen anflehen für meine und meiner verstorbenen Ehegatten – Herzog Ludwigs von Bayern und Graf Adalberts von Bogen – Sünden, sowie zum Heil und Wohlergehen meiner Söhne und unserer Nachfahren [...].“ – Immerwährendes Sühne- und Fürbittgebet für das 1242 erloschene Geschlecht der Grafen von Bogen und das Haus Wittelsbach lautet also der Auftrag der Stifterin, dem man bis zur Stunde treu geblieben ist. So lässt sich noch heute erahnen, was es um die ungeheuer geschichtsmächtige Idee fürbittender Sühne einmal war, wenn im Chor der Abteikirche von Seligenthal bei der täglichen Totenmemoria die Gebets-einladung hörbar wird: „Gedenken wir unserer durchlauchtigen Stifterin Ludmilla und aller bayerischen Fürstenpersonen!“

Das Kloster wurde ab 1233 auf dem Gelände des Landshuter Hl.-Geist-Spitals jenseits der beiden Isararme erbaut und wahrscheinlich bereits 1235, definitiv dann 1246 dem Zisterzienserorden eingegliedert, wobei als zuständiger „Pater immediatus“ zunächst bis 1426 der Abt von Kaisheim, sodann jener von Raitenhaslach und schließlich ab etwa 1550 der Kloostervorsteher von Aldersbach fungierte. Die Frage aber, woher die ersten Nonnen kamen, ist bis heute nicht eindeutig geklärt. Für die lange Zeit vertretene Ansicht, dass sie aus dem entfernten Trebnitz in Schlesien gerufen wurden, wo die hl. Hedwig, eine Base der Stifterin, 1202 ein Kloster der Zisterzienserinnen ins Leben gerufen hatte, gibt es keine stichhaltigen Belege. Sofern man überhaupt auswärtige Schwestern nach Landshut holte, könnten sie auch aus einem

Ratisbona Sacra. Das Bistum Regensburg im Mittelalter (Kunstsammlungen des Bistums Regensburg, Kataloge und Schriften 6), München-Zürich 1989, 229–231; Peter Pfister, Die altbayerischen Zisterziensergründungen des 12. und 13. Jahrhunderts und ihre Beziehungen zum Haus Wittelsbach, in: Ehrmann-Pfister-Wollenberg, Tal und Einsamkeit (wie Anm. 2) III 29–47, hier 36 f.

näher gelegenen Konvent des böhmisch-mährischen oder süddeutschen Raums gekommen sein. Andererseits lassen es die örtlichen Gegebenheiten in Landshut, vor allem die Errichtung des Klosters auf dem Spitalgelände, durchaus als möglich erscheinen, dass der Gründungskonvent „aus der losen Form caritativ tätigen Zusammenlebens zu geordneter monastischer Lebensweise“ hervorgegangen ist, näherhin, dass „eine Gemeinschaft von Frauen auch ohne Hinzukommen von eigentlichen Zisterzienserinnen, jedoch unter zisterziensischer Anleitung durch Kaisheimer Mönche sich zu dem beabsichtigten Zisterzienserkloster entwickelt“ hat²¹, zumal die wirtschaftliche Trennung zwischen Kloster und Spital erst im Jahr 1252 erfolgte.

Wenn wir den bayerischen Chronisten des 15. Jahrhunderts Glauben schenken dürfen, verbrachte die Stifterin selbst all die Jahre ihres Witwenstandes in frommer Ergebenheit in dem neuen Kloster, dem sie mit Liegenschaften an der böhmischen Grenze eine erste wirtschaftliche Sicherung gegeben hatte. 1240 wurde Ludmilla in der Afrakapelle, auch Johanneskirche genannt, beigesetzt, später in die 1259 geweihte Abteikirche überführt. Zu ebendieser Zeit erscheint für die ursprünglich als „Marienkloster“ bezeichnete Stiftung der Herzogin erstmals der Name Seligenthal („felix vallis“). Wie häufig bei der Benennung von Zisterzienserklöstern mag sich darin die eigentliche Bestimmung widerspiegeln und darüber hinaus der Sehnsuchtsruf einer aufgewühlten Zeit nach Frieden, Glück und Seligkeit. Jahrhunderte hin blieb das fürstliche Sühnekloster, dessen Chorfrauen vorwiegend dem Adel angehörten, mit der Geschichte des Hauses Wittelsbach engstens verbunden. Zwei Wittelsbacher Prinzessinnen nahmen zu Seligenthal den Schleier; über vierzig Mitglieder der in Landshut residierenden niederbayerischen Linie dieses Herrschergeschlechts fanden hier ihre Grablege, darunter die „Reichen Herzöge“ des 15. Jahrhunderts und schließlich auch Ludwig X. († 1545), der letzte regierende Herzog von Niederbayern-Landshut, an den das prächtige Grabmal aus Solnhofener Stein inmitten der Abteikirche erinnert. Ihre große Blüte im Spätmittelalter verdankte die Landshuter Zisterzienserinnenabtei aber nicht allein der reichen Dotation durch das Herzogshaus, sondern auch dem landsässigen bayerischen Adel, „der dem Kloster zahlreiche Güter schenkte, seine Töchter in dieses Kloster brachte und sich dort begraben ließ. Damit ist Seligenthals gesellschaftlich-religiös-politische Stellung gewissermaßen ambivalent: es ist sowohl wittelsbachisches Hauskloster als auch „Adelskloster“.“²²

Nachdem 1495 die Pest in Seligenthal gewütet und den Konvent erheblich dezimiert hatte, durchlebte die Abtei nach der Mitte des 16. Jahrhunderts unter der Äbtissin Sabina Hauser (1552–1574) den Tiefpunkt ihrer Entwicklung. Bedroht vom gänzlichen Aussterben, konnte ihre Fortexistenz allein durch Nonnen aus dem Kloster Niederschönenfeld bei Rain an der Donau gewährleistet werden. Doch kaum dass sich das Landshuter Stift vom Schock der Reformationsepoche einigermaßen erholte hatte, markierte der Dreißigjährige Krieg (1618–1648) erneut eine schmerzliche Zäsur in seiner Entwicklung: „Einquartierungen, Kriegsabgaben, mehrmalige Flucht vor den Schweden, Plünderungen, Verwüstungen des Hauses, Zerstörung vieler Höfe, Elend und Verarmung der Untertanen bringen das Kloster

²¹ Irene Schneider, Woher kamen die ersten Schwestern?, in: Seligenthal. Zisterzienserinnenabtei 1232–1982 (wie Anm. 20) 21–45, hier 39 f.

²² Störmer, Hausklöster (wie Anm. 20) 146.

an den Rand des wirtschaftlichen Ruins.“²³ Dieses Mal war es vor allem der Tatkraft der Äbtissin Maria Anna von Preysing (1643–1665) zu verdanken, dass die Kriegsfolgen rasch überwunden wurden und das Kloster in wohlgeordneten Verhältnissen der barocken Epoche entgegenging, was sich nach außen hin alsbald in einer regen Bautätigkeit kundtat. Sie erreichte ihren Höhepunkt mit der tiefgreifenden Umgestaltung der Klosterkirche unter der Rokoko-Äbtissin Maria Helena Häckl (1707–1748), begonnen im März 1732 mit dem Abbruch bis auf den Turm und die Hauptmauern und vollendet bereits nach zweieinhalb Jahren im Oktober 1734. Den äußeren Anlass hierzu bot die 500-Jahrfeier der Landshuter Zisterzienserinnen, und verpflichtet hat man unter anderem so namhafte Künstler wie Johann Baptist Guntzraier, Johann Baptist Zimmermann oder Johann Wenzeslaus Jorhan, die in harmonischer Zusammenarbeit mit ortsansässigen Handwerksmeistern ihrem Auftrag, dem Kirchenraum das zarte Kleid des frühen Rokoko zu verleihen, in grandioser Weise gerecht geworden sind, und dies bei einer moderaten Kostensumme von 35 624 Gulden.

Ungeachtet ihrer traditionsreichen Verbindung zum bayerischen Herrscherhaus blieben die Landshuter Zisterzienserinnen vom Sturm der großen Säkularisation nicht verschont, der sich für sie bereits 1801 unüberhörbar ankündigte, als ein kurfürstlicher Erlass einen Teil der Klostereinkünfte der von Ingolstadt nach Landshut verlegten Universität überschrieb. Im Jahr darauf wurde sodann jede Neuaufnahme verboten, und am 28. April 1803 schließlich erging der Aufhebungsbefehl, der den gesamten Besitzkomplex der Universität übereignete und den Nonnen den Austritt nahe legte. Die 25 Chorfrauen und 12 Laienschwestern machten jedoch in seltener Einmütigkeit von der Möglichkeit Gebrauch, weiterhin im Kloster zu verbleiben. Gleichwohl drohte dem Konvent je länger, je mehr das Schicksal des Aussterbens, vor dem ihn einzig die klosterfreundliche Politik König Ludwigs I. bewahrte. Nachdem die nur noch aus sechs Klosterfrauen bestehende Kommunität 1833 ein Bittgesuch um die Wiedererrichtung Seligenthals an den König gerichtet hatte, erließ der Monarch im Herbst 1835 eine zweite Stiftungsurkunde, datiert vom 4. November, in der die Restitution des Klosters ausgesprochen war, verbunden allerdings mit der Auflage, dass sich der Konvent inskünftig vor allem der Unterrichtung und Erziehung der weiblichen Jugend zu widmen habe. Diese Auflage setzte man mit der Eröffnung einer Mädchenschule unverzüglich in die Tat um, und seither ist die Jugenderziehung in Schule und Internat die bestimmende und bis heute mustergültig erfüllte Aufgabe der Zisterzienserinnen von Seligenthal geblieben. Vom raschen Aufblühen ihres Konvents nach der Wiederherstellung durch Ludwig I. aber zeugt unter anderem die Tatsache, dass man bereits ab 1863 darangehen konnte, im ehemaligen Zisterzienserstift Waldsassen ein Tochterkloster zu errichten, dessen Konvent gleichfalls schnell anwuchs und zeitweise das Mutterkloster sogar an Mitgliederzahl überflügelte²⁴. 1894 wurde Waldsassen zum selbständigen Priorat und 1925 – im gleichen Jahr wie Seligenthal – zu einer dem Bischof von Regensburg unterstellten Abtei erhoben.

²³ Bosl, Zisterzienserinnen (wie Anm. 5) 214.

²⁴ Näheres hierzu bei Benedicta Krzonkalla, Die Wiederbesiedelung des Zisterzienserklusters Waldsassen durch Seligenthal, in: Seligenthal. Zisterzienserinnenabtei 1232–1282 (wie Anm. 20) 247–260.

*Pielenhofen (um 1237)*²⁵

Die Anfänge des zweiten mittelalterlichen Klosters der Zisterzienserinnen in unserem Bistum zu Pielenhofen an der Naab liegen weithin im Dunkeln. Die früheste Nachricht über diese Frauenzisterze enthält eine Urkunde vom 27. Januar 1237, mit der Papst Gregor IX. die Nonnen vom „Gestade Mariens“ („Porta sanctae Mariae“) in seinen besonderen Schutz nahm und bestimmte, dass in ihrem Kloster die Ordensregel der Zisterzienser für ewige Zeiten Geltung haben solle. 1239 betraute das Generalkapitel die Äbte der Klöster Aldersbach und Walderbach mit der unmittelbaren Aufsicht über die Abtei und bestellte den Abt von Kaisheim zum Vaterabt. Eine Urkunde vom darauffolgenden Jahr, in der erstmals der Ortsname Pielenhofen erscheint, benennt als Äbtissin eine Frau namens Irmgard und gibt der Vermutung Raum, dass das Kloster vorher andernorts angesiedelt war und erst 1240 an die Naab verlegt wurde. Als Chorfrauen des Stifts begegnen in der Folgezeit fast ausschließlich Angehörige des oberpfälzischen Adels, während die Mönche zur geistlichen Betreuung und die Laienbrüder für die körperlichen Arbeiten von Kaisheim gestellt wurden. Pielenhofen galt somit von Anfang an als Tochtergründung der nördlich von Donauwörth gelegenen Zisterze Kaisheim, wo uns mit der monumental dreischiffigen gotischen Kirche – ohne Turm, nur mit einem Dachreiter versehen – ein eindrucksvolles Denkmal zisterziensischen Kirchenbaus bis zum heutigen Tag erhalten geblieben ist.

Als Pfalzgraf Ottheinrich ab 1542 in seinem Fürstentum Pfalz-Neuburg, der „Jungen Pfalz“, die Reformation einführte, kam das nur schwach dotierte und nie zu sonderlichem Wohlstand gelangte Pielenhofen unter landesherrliche Verwaltung. Die Nonnen behielten jedoch auf Lebenszeit das Wohnrecht und scheinen noch geraume Zeit am katholischen Kult festgehalten zu haben. Im Anschluss an die Re-katholisierung der pfalzneuburgischen Lande wurde das Stift restituiert und 1655 mit päpstlicher Genehmigung gegen eine dem Landesherrn zu zahlende Entschädigungssumme von 18000 Gulden der Reichsabtei Kaisheim als Subpriorat einverleibt. Die einigste Frauenzisterze erstand also als Männerkloster wieder, und zwar in engster Bindung an die Abtei Kaisheim. Hieraus erklärt es sich auch, dass beim Neubau der Konventgebäude und der Klosterkirche überwiegend schwäbische Künstler aus dem Bodenseeraum engagiert wurden. So lag die Bauleitung für die spätbarocke Kirche, errichtet in den Jahren 1717 bis 1739, in den Händen des Vorarlberger Baumeisters Franz II. Beer, während die Deckenfresken der Konstanzer Maler Karl Stauder schuf. Im Zuge der allgemeinen Klösteraufhebung von 1803 wurde die Abtei säkularisiert und 1806 zum Zentralkloster für die Karmelitinnen aus München und Neuburg an der Donau bestimmt. 1838 erwarb der Orden der Salesianerinnen (Schwestern von der Heimsuchung Mariens) den malerisch gelegenen Gebäudekomplex, um hier eine Erziehungs- und Bildungsstätte für die weibliche Jugend einzurichten, die bis 1980 als Mädchengymnasium mit Internat bestand und seit 1981 die Vorschule der „Regensburger Domschatzen“ beherbergt.

²⁵ A. Eder, Geschichte des Kloster Pielenhofen, in: VHVO 23 (1865) 1–188; Krausen, Klöster (wie Anm. 2) 79–81; 750 Jahre Kloster in Pielenhofen (Festschrift), München-Zürich 1987; Heribert Batzl, Pielenhofen (Kleine Kunstführer 760), München-Zürich ⁵1988; Wollenberg, Zisterzienser (wie Anm. 2) 36 f.; Hausberger, Geschichte (wie Anm. 15) I 102.